

Die Gedanken des Buchs von der großen Gemeinsamkeit, die so radikal sind, daß sie nichts zu wünschen übrig lassen, sind durchaus selbständig gefunden. Sie liegen dreißig Jahre zurück und sind in einer Zeit gedacht, da K'ang Yu We noch keinerlei Fühlung mit sozialistischen und kommunistischen Ideen im Westen haben konnte. Das Zentrum seines Systems liegt in der Abschaffung der Familie, wodurch der Buddhismus, der sich durch die Flucht aus der Familie den Bitternissen des Lebens entziehen will, ganz von selbst überflüssig wird, ebenso wie aller Streit und Kampf um das Eigentum ganz von selbst gegenstandslos wird, wenn eine Vererbung des Eigentums nicht mehr möglich ist. Daß in dem System einige Härten sich finden, entspricht ganz dem Feuerkopf, der es erdacht hat.

Freilich, eine Sache ist merkwürdig: er hat diese Gesellschaftsordnung fix und fertig ausgedacht, aber er hat sie immer geheim gehalten. Nur ausgewählten Schülern gewährte er Zugang zu diesen Lehren, und wenn sie begeistert an ihre Verwirklichung gehen wollten, hielt er sie zurück. Er hat, auch als er die Macht in Händen hatte, nie versucht, die Gedanken in Wirklichkeit umzusetzen, da er der Ueberzeugung war, daß man zunächst über die Methoden der „kleinen Kräftigung“ noch nicht hinausgehen dürfe. So ist er denn bis zuletzt ein Anhänger der Mandschudynastie geblieben.

Der letzte große Monarchist ist mit ihm dahingegangen.

(Siehe Richard Wilhelm: „Die Seele Chinas“, S. 74 ff.)

## VERANSTALTUNGEN DES CHINA-INSTITUTS

### CHINESISCHE GÄSTE

In Ausführung des Vorschlages in der Vorstandssitzung vom 17. Februar (siehe Sinica, Heft I, S. 14) hatte das China-Institut für die Zeit vom 14. bis 19. März chinesische Studierende aller in Betracht kommenden deutschen Universitäten und Hochschulen als Gäste nach Frankfurt a. M. geladen.

63 Herren und 3 Damen leisteten der Einladung Folge. Schon am Vormittag des 14. März traf ein größerer „Transport“ unter Führung von Prof. Schüler-Berlin aus der Reichshauptstadt, aus Leipzig, Dresden, Halle und Jena ein. Für Unterkunft waren Räume im hiesigen Studentenheim bereitgestellt.

Zum Begrüßungsabend im Rundsaale des Völkermuseums fanden sich bereits mehr als fünfzig Studenten und mit ihnen Herr Generalkonsul T. K. Fong-Hamburg, Herr Dr. Yü Ta We und andere Gäste ein. Als Vertreter der Stadt Frankfurt ergriff als erster Stadtrat Meckbach das Wort. Er gab der Freude darüber Ausdruck, die chinesische studen-

tische Jugend hier begrüßen zu können. Wenn auch unsere Mainstadt nicht so groß sei wie das den meisten der Gäste bekanntere Berlin, sei sie doch im Laufe der Geschichte oft das Herz Deutschlands gewesen. In den Räumen des jetzigen Völkermuseums sei Bismarck ein- und ausgegangen im Anfang seiner politischen Laufbahn. Der Redner erinnerte an die Bedeutung der Paulskirche, des Kaisersaales im Römer, vor allem des Goethehauses, alles Stätten inhaltreicher Erinnerungen, die die Gäste im Laufe ihres hiesigen Aufenthaltes kennenlernen würden. Im Namen der Stadt hieß Herr Meckbach die Gäste herzlich willkommen.

In lebhafter chinesischer Ansprache gab dann der chinesische Generalkonsul Fong einen Ueberblick über den bemerkenswerten stufenweisen Fortschritt der deutschen Studien bei der chinesischen akademischen Jugend.

Professor Dr. Wilhelm, der aus eigener Erfahrung die starke bindende Kraft Chinas

kennengelernt hat, das seine Angehörigen und die, die es lieben, zwar hinausgehen läßt, aber an unsichtbaren Fäden festhält, legte dann dar, daß auch die jetzige Zusammenkunft in Frankfurt dem Menschheitsziel gelte, das von uns allen verlange, zu kämpfen für einen Frieden der Gerechtigkeit, der allen Völkern und Menschen das ihrige zuteil werden lasse. Wenn im Osten der Mensch, im Westen die Dinge im Vordergrunde stünden, gebe es doch auch bei uns eine Richtung, die im tiefsten Sinne humanistisch sei. Einführung in diese humanistische Richtung der europäischen Kultur sei auch der Zweck dieser Tagung, und nicht ihr geringster. Ost und West müßten sich treffen im Austausch. Dazu mitzuhelfen diene die Zusammenkunft mit chinesischen Freunden in Frankfurt.

Nach dem offiziellen Teile des Begrüßungsabends entspann sich eine außerordentlich lebhaft chinesische Debatte, die der Organisation der Gäste in Frankfurt und der Wahl eines Vorsitzenden galt. Nach Erledigung dieser Debatte begann man zu singen. Erstaunlich, wieviel musikalische Talente teils freiwillig, teils unter sanftem Druck der Kommilitonen sich produzierten. Da sang mit Stentorstimme der „General“ aus einer Oper, dann wieder im schönsten Falsett ein Student eine Damenpartie aus einer südchinesischen kantonesischen Oper. Rhythmus und Melodik in diesem Falle auch für uneingeweihte europäische musikalische Begriffe überaus ansprechend. Eine bescheidene Darbietung der wenigen anwesenden Deutschen wurde mit dankbarem Applaus entgegengenommen. Stunden dauerte der Wettstreit der chinesischen Gesänge. Von Müdigkeit nach durchfahrener Nacht war jedenfalls nichts zu merken. Der Rundsaal des ehrwürdigen Bundespalais wird sich gewundert haben über diesen heiteren chinesischen Abend. Es ist eben doch nicht „alles schon dagewesen“.

Der Vormittag des 15. März wurde ausgefüllt mit einem Rundgang durch die malerische Altstadt, mit Besichtigung des Goethehauses, das tiefen Eindruck machte, der Römersäle, des Domes und der Paulskirche. Kultur und Geschichte hier! Und Frankfurt als Handelsstadt am Nachmittag im tobenden Lärm der

Börse, von deren Getriebe die Gäste einen verwirrenden Begriff bekamen, als man den großen Saal der im Börsengebäude untergebrachten Handelskammer aufsuchte, wo Dr. Yü Ta We sich der Presse und anderen Interessenten zu Auskünften über China zur Verfügung gestellt hatte.

Im Anschluß daran sprach im Rundsaal des Völkermuseums Prof. Dr. Otto über die Eigenart des europäischen Geistes. Der Redner führte folgendes aus:

#### DIE GEISTIGE EINHEIT EUROPAS

Es ist mir eine hohe Freude, zu Ihnen reden zu dürfen. Sie kommen aus dem fernen, für uns immer noch märchenhaften Osten, und wir sprechen gewissermaßen von Welt zu Welt. Zwei große Völker stehen sich als Individuen gegenüber und wollen sich verstehen. Verständigung — das ist ja auch die Aufgabe, die sich das Frankfurter China-Institut gesetzt hat. Das Beste für die Verständigung wäre es freilich, wenn eins sich im Spiegel des anderen sehen könnte, sein Bild betrachten dürfte, so wie es im Geist des anderen erscheint.

Das wird uns wohl einmal von Ihnen werden, wenn Sie Ihre Erfahrungen gesammelt, erwogen und geklärt haben. Ich fürchte, daß dies Bild neben Anerkennenswertem nicht wenig Ungünstiges enthalten wird, ja daß vielleicht sogar das Ungünstige den Eindruck bestimmen könnte. Die Bewohner des Ostens haben ja seit geraumer Zeit nur zuviel Gelegenheit gehabt, die Westländer in einem bedenklichen Lichte zu sehen.

So folge ich denn gerne dem alten Brauch, daß man dem Gast etwas von dem Eigenen schenkt, und widme Ihnen, als ein kleines Gastgeschenk, ein paar Worte über uns selbst, wie wir uns sehen, nicht bloß wir Deutsche, sondern wir Europäer.

Ich weiß, wir müssen Ihnen höchst sonderbar erscheinen. Sie kommen, um bei uns zu lernen. Was Sie suchen, sind positive Kenntnisse und Fertigkeiten, anwendbar im praktischen Leben. Sie sehen mit Erstaunen, wie weit wir es in diesen Dingen gebracht haben. Aber schließlich ist es Ihnen kein Wunder mehr. Sie bemerken ja, daß unser ganzes

Leben besessen ist von der Leidenschaft für Technik, Fabrikation, Handel; Sie hören das Geschrei unserer Reklame, das nachgerade alles zu übertönen droht. Und der Mensch, fragen Sie befremdet, was ist aus ihm geworden? Er scheint nur noch ein seelenloser Teil der Riesenmaschine zu sein, deren wahnsinniges Ziel es ist, sich alles zu unterwerfen, zu herrschen — nicht zum Genuß und Glück des Menschen. Er ist ja selbst nur ein Diener dieser Maschine und opfert sich und seinesgleichen zu Millionen, damit nur sie, die Maschine, triumphiere. Und da kehren Sie wohl zurück, im Besitze dessen, was Sie für sich brauchen können, aber froh, ein anderes Menschentum zu kennen.

Vielleicht haben Sie doch nicht tief genug gesehen. Vielleicht ist das nur die laute Oberfläche und der momentane Gesichtsausdruck Europas. Sie bemerken da und dort etwas, das anderer Art scheint, Altes, aber auch Neues. Und Sie möchten wissen, was denn dieser Geist Europas eigentlich ist, diese seine geistige Einheit. Vielleicht etwas vom Osten sehr Verschiedenes, und doch auch Ihnen Achtenswertes, nicht bloß Brauchbares. Das zu ahnen und zu verstehen, wäre doch der Sinn der Begegnung zweier großer Völkerindividuen.

Europa hat eine Einheit, die ehrwürdig ist. Aus ihr können auch jene Exzesse, die Ihnen bedenklich sind, verstanden werden, aber als etwas für die Beurteilung nicht Entscheidendes und — so hoffen wir — Vorübergehendes.

Die Einheit beruht nicht auf der Rasse. Es ist ein Geist, in den wir alle hineingeboren sind und hineinwachsen, welche physische Herkunft wir auch haben mögen. Eine fundamentale Haltung und Richtung, deren sich die Völker nicht bewußt sind, weil sie ihnen natürlich und selbstverständlich ist, und die sie über alle Stammes- und Volksverschiedenheiten, Sympathien und Antipathien, Kämpfe, Siege und Niederlagen hinweg zur Einheit macht und als Einheit erhält. Von ihm möchte ich reden; und zwar einmal: wie dieser Geist in die Welt gekommen ist; und dann: wie er die Völker Europas in ihre Gestalt hineingebildet hat.

Wir Europäer haben dieselbe Religion, dieselbe Kunst, dieselbe Wissenschaft; und diese

alle sind spezifisch verschieden von dem, was anderswo Religion, Kunst und Wissenschaft heißt. Hinter alledem steht eine geistige Realität, eine geistige Gestalt der ganzen Welt, so wie sie für uns da ist, und wie wir für sie da sein können und sollen. Dies Reich des Denkens und Schauens ist einmal aus dem Geist erschaffen worden. Es steht als Wesenheit über uns und ist unserer Willkür entzogen. Wir können es nicht verleugnen, wenn wir es auch wollten. Eine Zeit, eine Generation nach der anderen wächst in diese geistige Gestalt hinein. Sie ist in keiner Epoche unverändert. Sie bewegt sich fort mit dem Leben, und ist doch immer dieselbe. Eine neue Zeit glaubt sie zu überwinden, zu zertrümmern; und hat doch höchstens eine neue Möglichkeit an ihr entdeckt, Ihr Wesen, die Richtung des Geistes bleibt immer gleich. Wir haben auch gemeinsame Erinnerungen an den Ursprung, die Weltschöpfung dieses Geistes. Bis vor kurzem wenigstens war die Grundlage jeden höheren Unterrichts das Lateinische und das Griechische. Neuerdings sind sie zwar von den neueren Sprachen, von Naturwissenschaft und Mathematik stark zurückgedrängt. Aber diese selbst sind ja lebendige Zeugnisse eben jenes Geistes, der sich in der griechischen Antike geoffenbart hat und der uns einigt. Von da stammt das Wie und das Was unseres Denkens und Bildens. Wir besinnen uns also gewissermaßen auf die Schöpfungsgeschichte unserer geistigen Welt, wenn wir in den Schulen auf die Antike zurückgehen. Aber wenn wir das auch nicht täten, sie lebte und wirkte doch in uns, und ihr Geist gäbe uns allen Europäern die Einheit, konstituierte immer wieder das eine Europa.

Wie der chinesische Geist auf Kungtse zurückblickt, so blickt der Geist, in dem Europa eins ist, auf jene Weltschöpfung des europäischen Denkens im Griechentum zurück. Und — merkwürdig — auch die Zeiten sind ungefähr dieselben. Pythagoras, Xenophanes, Parmenides, Pindar, Aeschylus sind genaue oder ungefähre Zeitgenossen des Kungtse. Die Geburt des Thukydides ist kaum zwei Jahrzehnte von seinem Todesjahr entfernt, die des Sokrates nicht einmal eins. Weltstunde!

In dem Geist, der damals in die Welt

gekommen ist, erkennen wir den Ernst und die Ehrwürdigkeit dessen, was wir denken und sind. Ich möchte ihn gerne charakterisieren. Aber es ist ein schweres Unternehmen. Und bei der notwendigen Kürze besteht die Gefahr allzu großer Allgemeinheit. Dennoch versuche ich es mit wenigen Worten.

Die Richtung des europäischen Geistes geht weg vom Element, vom Erdhaften. Auch vom Symbol. Damit wendet sie sich auch weg von der geheimnisvollen Urkraft des Elements, die sich vom Menschen aus als Magie wirksam zeigt. Denn auch der Mensch nimmt am Elementaren teil, nicht bloß durch seinen Leib, sondern durch etwas Urtümliches, Mütterliches, Sympathetisches, Einheitschaffendes, geheimnisvoll alles Durchdringendes und von allem Durchdrungenes seines Inneren. Wo diese Kräfte die Richtung geben, da gibt es im Glauben und Handeln viel Zeremonial, Ritual und Kult. Der Mensch muß körperlich bestimmte Stellungen und Haltungen annehmen, die wesentlich sind für das, was geschehen soll in ihm und außer ihm. Die wirkliche Erde, das wirkliche Wasser, das wirkliche Blut sind nötig. Auf diesem Boden des Elementaren entwickelt sich ein eigenartiges Wissen von der richtigen Stellung des Menschen in der Welt, von seinem Einklang mit allem, was ist, von seiner Vollendung und Glückseligkeit.

Der europäische Geist hat sich in jener großen Zeit, von der wir gesprochen haben, mit aller Entschiedenheit vom Elementaren, Kultischen, Magischen abgewandt. Wir erkennen diesen Prozeß in Griechenland ganz deutlich. Da lösen sich die Gottheiten von der Erde wie vom Himmel (im elementaren Sinn). Und dafür tut sich eine ganz neue Welt auf, in der das Element nur noch den geheimnisvollen Hintergrund und Untergrund bildet. Auch im Menschen tritt das Elementare zurück; er ist ein Wesen geworden, das von sich weg in eine Klarheit strebt und im reinen Schauen und Gestalten — also außer sich — seine Vollendung und Seligkeit sucht. Was ihm gegenüber steht, ist „Natur“. Ein neuer, eigenartiger Begriff. Er meint nicht das Element, in dem ein jeder notwendigerweise lebt und atmet, das auf den elementaren Menschen einwirkt, in ihn einströmt, mit ihm verschmilzt, sondern: ein geist-

reiches Spiel geheimnisvoller und doch schaubarer Gestalten und Wesenheiten, die eins und unendlich viele zugleich sind, denen der Geist des Menschen mit Entzücken zuschaut, von denen er nicht genug sehen und verstehen kann, und deren Anblick ihn erfreut und erhebt, selbst wenn sein individuelles Dasein durch sie zermalmt werden muß.

Aus dieser Loslösung des Geistes sind die Werke des Verstehens und Gestaltens zu begreifen, die Europa groß gemacht haben, seine Kunst und seine Wissenschaft. Aber sie trägt auch eine Gefahr in sich. Jede spezifische Richtung hat ihre spezifische Gefahr in ihrem eigenen Uebermut. Unsere Gefahr war nicht, daß wir allzu eifrig nach Glück und Glückseligkeit streben könnten. Niemand, der die europäische Entwicklung der neueren Zeit verfolgt, wird im Ernst behaupten können, daß es hier auf Glück abgesehen war — es müßte denn ein Streben mit sehr untauglichen, ja konträren Mitteln gewesen sein. Nein, es ist noch der alte Geist, aber im Zustand der Hybris, des frevelhaften Uebermuts. Er strebt noch weg von der Person des Menschen in die Welt der Naturgestalten — aber er ist berauscht und besessen von der Lust, mit ihnen zu spielen und sie zu beherrschen. So hat sich vor dem besessenen Auge auch das reine Bild jener Gestaltungen bedenklich verändert. Dies auszuführen ist hier nicht möglich. Man könnte sprechen von einer für diese Sphäre spezifischen Art der Magie, so wie das Ausarten in reine Magie die Gefahr der anderen Sphäre ist.

Von der Weltschöpfung des europäischen Geistes habe ich gesprochen. Um ihn zum Geist Europas zu machen, bedurfte es der Sendung eines anderen Volkes: der Römer. Sie haben nach den punischen Kriegen das Größte für uns geleistet. Mit neuer Genialität haben sie der Welt das erste Beispiel einer Kulturaneignung gegeben. Hier wurde zum ersten Mal die geistige Gestalt einer höheren Kultur mit Freiheit und Selbständigkeit übernommen. Ich würde sagen: die Römer haben das Uebersetzen erfunden, wenn das nicht viel zu äußerlich gedacht wäre. Uebersetzen ist Unfreiheit, toter Buchstabe. Man übersetzt Verordnungen, die genau befolgt werden

müssen, oder Dokumente religiöser Offenbarungen, auf deren Wortlaut es ankommt. Der Geist, der lebendig fortwirken soll, muß in dem neuen Leben zu neuer Gestalt wiedergeboren werden. Was Goethe tat, als er die Iphigenie schrieb, als er die römischen Elegien verfaßte, ja aus dem Geist des Orients heraus dichtete, das haben in der Welt zum ersten Mal die Römer getan. Zum ersten Mal ist hier das Wunder geschehen, daß der Geist lebendig, d. h. eigenartig, weitergetragen und so erhalten worden ist. Und damit war der Ton für Europa angegeben. Die Richtung und der Flug des griechischen Geistes wurden in dem durch die Römer politisch geeinigten Europa zur Richtung und zum Flug des europäischen Geistes. So interessant es wäre, die Zeit erlaubt leider nicht, dies im einzelnen auszuführen.

So sage ich denn zum Schluß nur noch: es wird bei der Hybris nicht bleiben, deren Auswirkung man mit gutem Grund als bloße Zivilisation charakterisiert. Der exzentrisch gewordene Geist wird sich wieder an seine lebendige Natur erinnern. Er wird wieder von der ewigen Liebe erfaßt werden, mit der er einst, als Platon philosophierte, das Ewige im Zeitlichen begriffen hat.

\*

Bei dem anschließenden geselligen Beisammensein hielt Herr v. Passavant eine mit dankbarem Beifall aufgenommene Ansprache, in der er seiner Sehnsucht, China noch persönlich kennenzulernen, und seinem Bedauern darüber Ausdruck verlieh, daß er von seiner ersten großen Ueberseereise vor Jahrzehnten gerade in dem Augenblick nach Frankfurt zurückgerufen wurde, als er sich nach China einschiffen wollte.

\*

Am Mittwoch, den 16. März fand vormittags zunächst eine Führung durch das berühmte Senckenbergische Museum und anschließend ein Gang durch den schönen Palmengarten statt. Das Mittagessen wurde, wie auch tags vorher, gemeinsam im Schauspielhausrestaurant eingenommen. Bei dem abendlichen Zusammen-

sein — wiederum im Völkermuseum — sprach zunächst Prof. Horowitz über

#### WANDLUNGEN IN DER INDISCHEN UND ISLAMISCHEN WELT

Wenn ich heute vor einem Auditorium spreche, das sich in erster Linie aus chinesischen Studenten zusammensetzt, so fühle ich mich mit besonderer Lebhaftigkeit in die Jahre meiner indischen Tätigkeit zurückversetzt, in die Zeiten, in welchen die Hörer meiner Vorlesungen indische Studenten des Anglo Oriental College in Aligarh gewesen sind. Und wenn ich von gewissen Wandlungen in der indischen und islamischen Welt rede, möchte ich dabei ausgehen von zwei Ereignissen, welche in die ersten Monate meiner indischen Tätigkeit, in die Anfänge des Jahres 1907, zurückgehen.

Das erste Ereignis, auf das ich anspiele, war der Streik der Studenten des College von Aligarh, ein Ereignis, das auch außerhalb der Mauern der Anstalt großes Aufsehen erregte. Daß auch in diesem College, welches als Bollwerk loyaler Gesinnung gegenüber der englischen Regierung galt, Mißhelligkeiten zwischen den mohammedanischen Studenten und einem Teil des englischen Lehrkörpers ausbrechen konnten, mußte zu denken geben. Die indischen Mohammedaner hatten sich fast vollkommen von dem politischen Kampfe ferngehalten, den damals schon seit mehr als zwei Jahrzehnten die bedeutendste politische Organisation des Landes, der indische Nationalkongreß, wider das allmächtige Beamtentum aufgenommen hatte. Sie waren damals zur Teilnahme an diesem Kampf noch gar nicht gerüstet; denn es fehlte ihnen das wichtigste Kampfmittel: die Kenntnis der englischen Sprache. Die Mohammedaner hatten sich im Gegensatz zu den Hindus mehrere Jahrzehnte lang von den Schulen ferngehalten, welche die Regierung und auch andere Körperschaften eingerichtet hatten, teils weil in diesen Schulen kein religiöser Unterricht erteilt wurde und sie von einem Unterricht, in dem nicht auch ihre eigene Religion gelehrt wurde, nichts wissen wollten, teils weil sie, die Jahrhunderte lang in Indien die herrschende Klasse gewesen waren, sehr lange Zeit brauchten, bis sie sich damit abgefunden hatten, nun diese Herrschaft

für immer verloren zu haben. Gewisse Kasten der Hindus hatten auch unter der Herrschaft der Mohammedaner sich bemüht, in die höheren Stellen der Verwaltung hineinzukommen; wie sie sich damals die Kenntnis der Verwaltungssprache, des Persischen, angeeignet hatten, um ihr Ziel zu erreichen, so fanden sie es nach Errichtung der britischen Herrschaft selbstverständlich, die Sprache der neuen Herren zu erlernen, das Englische. Die Mohammedaner in ihrem Stolz konnten sich dazu lange Zeit nicht entschließen, bis schließlich Saijid Ahmah, der Gründer des Mohammedan Anglo Oriental College, einsah, daß die Stellung der Mohammedaner in Indien unhaltbar werden müsse, wenn sie sich den neuen Verhältnissen nicht anpaßten. Das beste Mittel, diesen Umschwung herbeizuführen, erblickte er in der Errichtung einer Anstalt, in welcher neben den europäischen Wissenschaften auch die klassischen Sprachen des Islam und die mohammedanische Religion gelehrt würden. So wuchs in den Mauern des College von Aligarh, des ersten, welches das „residential system“ der englischen Colleges nach Indien übertrug, eine neue Schicht von Intellektuellen heran, welche mit der englischen Sprache auch die Ideen des englischen Liberalismus in sich aufnahm, welcher der Gegensatz zwischen den Grundsätzen dieses Liberalismus und der Praxis der englischen Verwaltung in Indien nicht verborgen bleiben konnte, und welche in denselben Konflikt mit den Vertretern der herrschenden Macht geraten mußte wie die Intellektuellen unter den Hindus. Der College-Streik war vielleicht das erste Symptom dieser Wandlung, und es trat denn auch bald darauf eine Aenderung in den Verhältnissen ein. Es wurde zum ersten Mal eine Vereinigung gegründet, welche die Mohammedaner Indiens zu einer politischen Organisation zusammenfassen sollte, und in den ersten Jahren ihres Bestehens hielt sich auch die neugegründete All India Moslem League wesentlich an das alte Programm der Mohammedaner. Sie erklärte ausdrücklich, sie wolle der Regierung keine Opposition machen, sondern sich in erster Linie nur für ihre besonderen mohammedanischen Forderungen einsetzen. Allein es

blieb nicht lange dabei, und nachdem einige weitblickende Führer der Hindus eingesehen hatten, daß es notwendig sei, den Mohammedanern in ihren Sonderwünschen entgegenzukommen, stellte sich sehr bald heraus, daß in bezug auf die allgemeine indische Politik die Meinung dieser mohammedanischen Intellektuellen mit der der übrigen Inder weithin übereinstimmte.

Diese Entwicklung hat sich seit dem Jahre 1912 beschleunigt und in den letzten Jahren des Krieges ihren Höhepunkt erreicht. Der indische Nationalkongreß und die mohammedanische Liga erhoben die gleichen Forderungen; ihre Jahresversammlungen fanden in den gleichen Orten und zur gleichen Zeit statt, und das Ergebnis dieses gemeinsamen Vorgehens war es, daß 1919 das indische Parlament die Gewährung der Selbstverwaltung in Indien als Ziel seiner Politik in Indien festzulegen gezwungen war. Denn wenn es auch durchaus unrichtig ist, den Engländern die Schuld für das immer neue Ausbrechen des Konflikts zwischen Hindus und Mohammedanern zuzuschreiben, so versteht es sich doch von selbst, daß eine Fremdherrschaft derartige Gegensätze für ihre Zwecke ausbeutet.

Nun schien aber das Unerhörte Wirklichkeit geworden, dasjenige, was nach Meinung der anglo-indischen Beamten für alle Zukunft undenkbar war: Das Mißtrauen zwischen den Hindus und den Mohammedanern schien überbrückt, und beide hatten sich gegen das landfremde Beamtentum vereinigt. Die tieferblickenden unter den indischen Führern freilich argwöhnten, daß die Kluft doch noch keineswegs überbrückt sei, und daß das bloße Verbundensein gegen einen gemeinsamen Gegner auf die Dauer nicht ausreichen könne. Mit ganz besonderer Deutlichkeit erkannte das Gandhi, und aus diesem Grunde setzte er sich in den Jahren nach dem Kriege denn auch für solche Forderungen der Mohammedaner an gelegentlich ein, welche den Hindus selber zum mindesten gleichgültig sein mußten. Sein Gedanke war der, daß auch in der Politik das Mißtrauen endgültig nur durch den Geist der Opferbereitschaft überwunden werden könne, und er hoffte, daß, wenn die

Hindus sich gewisser, ihnen an sich fernliegenden Wünsche der Mohammedaner annähmen, das aus Gründen der Zweckmäßigkeit geschlossene Bündnis schließlich ein Bündnis der Herzen werden würde.

Nun hatten die indischen Mohammedaner mit Leidenschaft den Kampf für die Rechte des Kalifen aufgenommen und verlangten von der englischen Regierung, daß, nachdem eine so große Anzahl von mohammedanischen Soldaten im Kriege gegen die Türken gekämpft habe, nunmehr England wenigstens auch ihre Wünsche berücksichtigen und die Rechte des Kalifats den mohammedanischen Forderungen entsprechend anerkennen müsse. An diesem Kampf also beteiligten sich auch die Anhänger Gandhis, und schließlich hat auch die englische Regierung in einer Reihe von Punkten ihre ursprüngliche Haltung der Türkei gegenüber geändert. Infolge der Abschaffung des Kalifats durch die Türkei aber war der Kalifatsbewegung der Boden entzogen worden; die Gefangensetzung Gandhis beraubte den neuen Bund des einzigen von beiden Parteien gleichmäßig verehrten Führers; und endlich hatte die Einführung der von der Regierung bewilligten innerindischen Zugeständnisse die Wirkung, daß jede der Parteien noch so viel Macht für sich zu erzwingen suchte, wie noch zu erzwingen war, bevor die versprochene Selbstverwaltung endgültig verwirklicht wäre.

Das waren einige der Ursachen, die dazu führten, daß die Einheit zwischen Hindus und Muslims, die endgültig begründet schien, wieder auseinanderfiel, und die Beziehungen zwischen Hindus und Mohammedanern sind heute in Indien gespannter als seit langer Zeit. Die englischen Imperialisten hatten das ja immer kommen sehen, und sie verkünden heute triumphierend, daß es niemals eine Gemeinsamkeit zwischen Hindus und Mohammedanern geben werde. So könne auch die indische Selbstverwaltung niemals Wirklichkeit werden.

Die indischen Führer selbst, und vor allem auch Gandhi, sind anderer Ansicht und erklären, es habe sich zwar gezeigt, daß es noch schwere Opfer kosten werde, aber das Ziel werde doch erreicht werden, wenn auch viel

langsamer als sie gehofft. Ueber die Wege, die zu seiner Verwirklichung führen könnten, möchte ich nachher noch einiges sagen.

Zuvor aber möchte ich von einer anderen Frage sprechen und auch da von einem Ereignis ausgehen, das sich ebenfalls innerhalb der Mauern des Mohammedan Anglo Oriental College Anfang 1907 vollzog: dem Besuch, den einer der hervorragendsten Führer des indischen Nationalkongresses und einer der bedeutendsten Politiker Indiens, G. K. Gokhele, dem College abstattete. Gokhele hielt damals eine Ansprache vor den Studenten, in welcher er den Hauptnachdruck darauf legte, Mohammedaner sowohl wie Hindus dürften nicht mehr in die Vergangenheit zurückblicken; das Wesentliche sei nicht die Pflege des geistigen Erbes der Väter, sondern die Wegbereitung der indischen Zukunft. Gokhele selbst ahnte damals kaum, wie wenig es der Mahnung, nicht nach rückwärts zu blicken, bei der mohammedanischen Jugend von Aligarh bedürft hätte. Denn in jenen Jahren waren die geistig führenden Schichten auch der indischen Mohammedaner durchaus davon beherrscht, daß die Pflege der englischen Sprache und der modernen Wissenschaften für sie das Wichtigste sei. Es kam damals vor, daß in den Senaten indischer Universitäten englische Vertreter darauf drangen, daß man die gesprochenen Landessprachen im Universitätsunterricht viel mehr berücksichtigen und das Englische etwas zurücktreten lassen müsse, daß die Inder selbst aber von irgendwelchen Einschränkungen nichts hören wollten. Sie witterten hinter solchen Bestrebungen den Versuch, sie der wertvollsten Waffe zu berauben, die sie im Kampf für ihre Freiheit besaßen. Als in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts der englische Unterricht in Indien eingeführt worden war, hatte der berühmte englische Geschichtsschreiber Macaulay, der damals in einer amtlichen Stellung nach Indien gekommen war, seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben, ein einziges englisches Buch sei wertvoller als alle Literaturschätze Indiens und Arabiens. Und mit Hilfe des Unterrichts in der englischen Sprache und der modernen europäischen Wissenschaft werde man eine Schicht von

Indern heranbilden, welche ihren Anschauungen und ihren sittlichen und politischen Idealen nach Engländer und nur noch ihrer Hautfarbe nach Inder bleiben würden. Diese Inder, das war die Folgerung, die er damals mit aller Deutlichkeit zog, müßten von den Engländern als gleichberechtigte Mitbürger anerkannt werden.

Der Idealismus der alten Schule, der seinerzeit für die Einführung des Englischen eingetreten war, war aber in den folgenden Jahrzehnten immer mehr in Vergessenheit geraten, obwohl — oder richtiger gerade weil — zahlreiche Inder die Forderungen Macaulays erfüllt hatten. Denn je mehr die Zahl derer wuchs, welche die Eignung besaßen, nun auch in die obersten Aemter der Verwaltung aufzurücken, um so unangenehmer wurde dem englischen Beamtentum die Kritik und der Wettbewerb der indischen Intellektuellen, die sich 1885 zum Indischen Nationalkongreß zusammenschlossen. Der Kongreß war keineswegs englandfeindlich; sein Kampf galt lediglich der Praxis der indischen Verwaltung, nicht der britischen Demokratie, zu deren guten Absichten er volles Zutrauen hatte.

Während noch in den Jahren vor dem Krieg die indische Intelligenz mit Nachdruck dafür eintrat, daß im Unterrichtswesen das Englische nicht zu kurz kommen dürfe, hat sich inzwischen, durch den Krieg selbst und seine Folgen beschleunigt, ein Umschwung vollzogen. Die Stimmen derer fanden immer mehr Gehör, welche daran erinnerten, daß Indien, längst bevor es mit Europa in Berührung gekommen war, selber seine eigene Kultur besessen hatte; man begann mit größerem Eifer sich in die Denkmäler dieser Kultur zu vertiefen, und die Zahl der Anstalten vermehrte sich, welche bei aller Bereitwilligkeit, das Englische von rein praktischen Gesichtspunkten aus zu berücksichtigen und die Methoden der europäischen Wissenschaft zu übernehmen, doch den Nachdruck auf die Pflege des indischen Erbes legten. In diesen Anstalten ist also das frühere Ideal des Inders, der geistig und sittlich ganz zum Engländer umgebildet werden sollte, endgültig verlassen und das Ideal des Inders ausgebildet worden, der sich seiner geistigen Ver-

gangenheit bewußt ist. Auch an dieser Wandlung hat Gandhi seinen Anteil, vor allem dadurch, daß er die Aufmerksamkeit auf einen wesentlichen Mangel gelenkt hat, der erstaunlicherweise vorher nur wenig beachtet worden war. Der Zustand, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sich herausgebildet hatte, war der: die Oberschicht sprach und verstand vollkommen Englisch, die Verwaltung wurde in den oberen Zweigen auch vollkommen in englischer Sprache geführt, die mittleren und unteren Verwaltungsbeamten aber bedienten sich derjenigen Sprache, welche in ihrer eigenen Provinz gesprochen wurde, der Sprache also, welche den Massen der Bevölkerung verständlich war.

Nun träumten aber die indischen Nationalisten von der einen großen indischen Nation, in welche der Indische Nationalkongreß die auseinanderstrebenden Elemente der Bevölkerung zusammenschweißen wollte. Wie sollte das aber möglich sein, wenn nun durch die Zusammenfassung großer Verwaltungseinheiten zu Provinzen, die auch sprachliche Einheiten geworden waren, es gar nicht mehr eine indische Sprache gab, die überall verstanden wurde? Während der mohammedanischen Herrschaft hatte sich eine solche Sprache herausgebildet, das Hindustani, das ursprünglich sich durch Uebernahme zahlreicher persischer Wörter in den in der Gegend von Delhi gesprochenen indischen Dialekt umgebildet hatte und das mit den mohammedanischen Heeren in die verschiedenen Teile Indiens getragen worden war. Auch heute wird diese Sprache weithin — jedenfalls im Norden von Indien — einigermaßen verstanden, aber das Englische einerseits und die inzwischen zu Schriftsprachen ausgebildeten Sprachen der großen Provinzen hatten es immer mehr in den Hintergrund gedrängt. Für die Anstalten, die Gandhi ins Leben gerufen, hat er den Unterricht im Hindustani oder Hindi neben dem in der Landessprache und im Englischen zu einem Pflichtfach gemacht. Welche Erfolge den Bestrebungen beschieden sein werden, solch eine Sprache zu schaffen, welche Indien oder Teile des Landes als gemeinsames Verständigungsmittel einen kann, läßt sich noch nicht übersehen.



Ich möchte nun von Indien aus Ihren Blick nach Westen lenken und noch einiges über die islamische Welt sagen, die ja so tief nach Indien hineinreicht, über die kulturelle Doppelstellung vor allen Dingen, die der Islam einnimmt, und über die Möglichkeiten, die sich aus ihm für eine Ueberbrückung der Gegensätze zwischen Hindus und Muslims ergeben. Die Einheit der islamischen Welt beruht zunächst auf religiöser Grundlage. Die Religion des Islam war im 7. Jahrhundert in Arabien entstanden, und die neue Lehre war dann durch die arabischen Heere nach Vorder- und Zentralasien sowie nach Afrika getragen worden. In den neu gewonnenen Gebieten von Vorder- und Zentralasien hat sich dann eine islamische Kultur ausgebildet.

Was ist nun das eigentlich Arabische an dieser Kultur? Das Arabische ist bis auf den heutigen Tag die Sprache des Gebets geblieben; es ist noch die Sprache der theologischen Wissenschaften, und viele Jahrhunderte lang ist es die Sprache der Wissenschaft überhaupt gewesen. Ein weiteres Symbol der Einheit hat Arabien der islamischen Welt geliefert durch das arabische Alphabet: wo ein Volk den Islam angenommen hat, welcher Sprache auch immer, hat es begonnen, die arabische Schrift zu gebrauchen. Arabien hat aber auch diese Gebiete mit seinen Menschenmassen überflutet, und die Stämme Arabiens, die sich über die Kulturländer ergossen haben, waren es, welche zunächst die Herrschaft in dem neuen Reiche ausübten. Aber nur etwa 150 Jahre lang ist das neue Reich des Islam ein arabisches Reich geblieben. Die arabische Suprematie hörte auf, nachdem große Massen der Bevölkerung sich aus den verschiedensten Motiven der Religion der Herren angeschlossen hatten, und schon ehe sie die politische Herrschaft eingeübt hatten, hatten die Araber die Kultur der eroberten Länder in sich aufzunehmen begonnen. Welcher Art war nun diese Kultur? Sie hatte mancherlei gemeinsam mit der Kultur der europäischen Welt, von deren Grundlagen Herr Professor Otto soeben gesprochen hat. Zunächst — was das Religiöse anlangt — hat allerdings das europäische Mittelalter von dieser Gemeinsamkeit nicht viel geahnt. Sie

wissen, daß es sich mit der islamischen Welt in den Kreuzzügen feindlich auseinandersetzte. In Wirklichkeit sind aber sehr starke Berührungen religiöser Art dadurch gegeben, daß das heilige Buch des Islam, der Koran, nach der Ueberzeugung seines Urhebers sowohl wie nach den Ergebnissen kritischer Forschung in sehr weitgehendem Maße mit den biblischen Offenbarungsreligionen übereinstimmte. Und wenn auch natürlich von einer Identität von Islam und Christentum nicht die Rede sein kann, so weisen sie doch zahlreiche und wesentliche Uebereinstimmungen miteinander auf.

Aber neben dem biblischen Erbe ist auch das griechische Erbe beiden Welten gemeinsam, wenn auch hier ebenso wie in der Religion die Art, wie das Erbe in Europa und wie es im Orient verwendet worden ist, nicht die gleiche war. Der Hellenismus hatte seit den Zeiten Alexanders des Großen seinen Siegeszug in die Länder des Ostens angetreten, wenn es auch immer nur eine kleine Schicht war, die sich des Griechischen bediente, und die großen Massen der Bevölkerung die Landessprachen beibehielten. Aber auch in diese Landessprachen waren viele der wichtigsten Werke der Griechen übernommen worden; vor allem die Werke der griechischen Gelehrten und der griechischen Philosophen waren diesen Völkern in Uebersetzungen zugänglich geworden. Und nachdem die Araber ihre Länder erobert hatten, wurde dieses ganze hellenische Erbe nunmehr in die neue universale Sprache der islamischen Welt, in das Arabische übertragen. Die arabisch schreibenden Gelehrten der islamischen Welt haben dieses Erbe gehütet und gemehrt, und noch bis heute sind die Namen eines Aristoteles und Platon, eines Solon und Hippokrates in den entlegensten Winkeln der islamischen Welt bekannt, und in den Schulen der „griechischen Medizin“ (at-tibb al Junani) wird bis auf den heutigen Tag das alte System der griechischen Aerzte weitergelehrt.

Die islamische Welt hat aber ein doppeltes Gesicht: eines, das Europa zugewandt ist, und eines, das nach Asien blickt. Ehe ich darauf eingehe, möchte ich fragen, ob wir denn noch das Recht haben, von einer ein-

heitlichen Welt des Islam zu sprechen. Heute zwar ist es noch so, daß ein Mohammedaner aus dem östlichsten Teil der islamischen Welt, etwa von Java her, durch das Reich des Islam reisen kann bis nach Morokko; überall, in jeder Stadt, in die er kommt, wird er, wenn er selbst des Arabischen mächtig, wenigstens einzelne Menschen finden, mit denen er sich in der heiligen Sprache des Islam verständigen kann.

Aber es melden sich bereits nachdrücklich Anzeichen der Auflösung dieser Einheit, und in der Türkei ist bereits die arabische Sprache der Gottesdienste gefährdet. Schon vor dem Zuge Napoleons nach Aegypten waren auf den verschiedensten Wegen europäische Kultureinflüsse in die islamischen Länder eingedrungen. Inzwischen aber hat die Einwirkung des Abendlandes sich immer stärker entfaltet, und der Siegeszug der europäischen Zivilisation ist ebenso unwiderruflich wie vor 2000 Jahren der des Hellenismus gewesen ist.

Mit der Technik und den wissenschaftlichen Methoden Europas sind auch die politischen Anschauungen des Westens eingedrungen, und die europäisch gebildeten Schichten sind auch die Träger eines Nationalismus geworden, der seine Schlagworte den europäischen Bewegungen entnommen hat. Mit dem Entstehen nationaler Staaten aber ist die Idee eines islamischen Einheitsreiches nicht zu vereinbaren. Die Türken, deren Sultane als Kalifen wenigstens symbolisch diese Einheit darstellten, wollen heute von ihr überhaupt nichts mehr wissen, und nirgends, auch nicht in der arabischen Welt, denkt man daran, ein neues Kalifat zu schaffen.

Wenn nun aber die politische Einheit der islamischen Welt auch in der Idee nicht mehr besteht, so kann das auch auf die Haltung der indischen Mohammedaner nicht ohne Einfluß bleiben. Sie haben sich in den letzten Jahren oft ihres Extraterritorial-Patriotismus gerühmt: ihre Heimat sei die große islamische Welt; und gerade die indischen Mohammedaner haben sich stärker für das alte politische Symbol dieser islamischen Einheit, das Kalifat, eingesetzt als ihre Stammesgenossen in anderen Ländern. Damit, daß nun das Kalifat gefallen ist und auch keine Aussicht darauf

besteht, daß es als politische Einrichtung zu neuem Leben erwachen wird, haben die Bestrebungen der indischen Mohammedaner ihren Sinn zum großen Teil verloren, und sie werden immer weniger die Notwendigkeit übersehen können, mit den Hindus zu einem Einvernehmen zu kommen; denn ihre Heimat kann nur Indien sein, nicht die mohammedanische Welt außerhalb Indiens.

Und hier komme ich nun auf das zurück, was ich vorhin andeutete, als ich von dem Doppelgesicht des Islam sprach. Das eine Gesicht ist dem Westen zugewandt, und die Verwandtschaft mit dem Westen beruht darauf, daß sowohl in der Religion wie auch in der wissenschaftlichen Kultur Europa und der Welt des Islam gewisse Grundlagen gemeinsam sind. Das östliche Gesicht des Islam aber trägt die Züge der Mystik und Gottesliebe. Die Mystik, die pantheistische Mystik, ist innerhalb der islamischen Welt seit vielen Jahrhunderten eine wirkliche Lebensmacht. Und wenn auch nicht geleugnet werden soll, daß die Stimmung, der mystische Pantheismus — ohne daß deshalb überall an literarische Zusammenhänge zu denken wäre — in den verschiedensten Teilen der Welt und zu verschiedenen Zeiten auf Grund bestimmter seelischer Anlagen immer wieder auftritt und Einfluß gewinnt, so gibt es doch kein Land, in welchem er tiefere Wurzel gefaßt hätte als in Indien.

Der Sufismus aber, die islamische Mystik, berührt sich im Islam mit der indischen Geisteswelt, und schon vor fast zweihundert Jahren hat Dara Shikoh, ein Prinz aus dem Hause der Moguls und ein Enkel des großen Akbar, eine Schrift verfaßt, die er „Madschma el bahrain“ nannte, „Der Zusammenschluß der beiden Meere“. In dieser Schrift versucht er nachzuweisen, daß der Unterschied zwischen dem Sufismus und den pantheistischen Lehren der Inder lediglich ein Unterschied der Worte, daß der Sinn beider Lehren aber der gleiche sei.

Bildet so der Sufismus die Brücke hinüber zum eigentlichen Asien, während die religiösen und wissenschaftlichen Grundlagen der islamischen Kultur sie mit dem Westen in enge Berührung setzen, so bleibt in einem

neuen Sinn das Wort Goethes wahr: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.“

\*

Nach kurzen überleitenden und verbindenden Worten Prof. Wilhelms ergriff dann noch Prof. Dr. Reinhardt das Wort zu einem Vortrag über den schöpferischen Vorgang, durch den in den kurzen Jahrhunderten des Griechentums die entscheidende Grundlage für Europas Kultur entstanden ist und der durch die Entwicklungen, die aus ihm hervorgegangen sind, von Weltbedeutung geworden ist.

Im weiteren Verlauf des Abends hielt Prof. Wilhelm auf Wunsch seiner Gäste noch eine launige chinesische Ansprache, die der chinesische Assistent des China-Instituts, Herr Dr. Lo, auf der Flöte musikalisch interpretierte.

\*

Am Vormittag des 17. März wurden das Städtische Völkermuseum, das Städelsche Kunstinstitut mit seinen in aller Welt bekannten Schätzen und schließlich der Zoologische Garten besichtigt. Nach dem gemeinsamen Mittagessen besuchten verschiedene Gruppen je nach fachlichen Interessen ein Schulmuseum, eine anatomische Ausstellung oder das Volksbildungsheim. Am Abend fand man sich wieder zusammen; diesmal im Kreise der Mitglieder des Deutsch-Ausländischen Akademiker-Clubs Frankfurt am Main, wo Gelegenheit gegeben war, mit den Vertretern einheimischer und ausländischer Studenten der Frankfurter Universität Fühlung aufzunehmen. Im Verlaufe dieses Abends sprach Dr. Yü Ta We über den kulturellen Einfluß des Abendlandes auf China.

\*

Gleichsam zur Erholung von dem intensiven Programm der überwiegend dem Sehen, Hören und Lernen gewidmeten ersten drei Tage der Zusammenkunft wurde der 18. März zu einem rein geselligen Ausflugstag gestaltet. Im Fluge besichtigte die vergnügte Reisegesellschaft Kurhaus und Kochbrunnen in Wiesbaden, bestaunte dann halbwegs Biebrich die muster-gültigen, architektonisch von Bonatz geschaffenen Anlagen der Sektkellerei Henkell

u. Co., deren Mitinhaber Karl Henkell die Gäste persönlich willkommen hieß und ihnen nach sehr interessantem Rundgang in der mit viel künstlerischem Geschmack ausgestatteten Halle eine Kostprobe kredenzen ließ. Das Programm verlangte leider vorzeitigen Aufbruch und einen Laufschrift zur Bahn, der aber der allgemein guten Stimmung keinen Abbruch tat. Auf der Eltviller Aue waren die Chinesen Gäste der zweiten Vorsitzenden des Instituts, der Frau Gräfin von Frankensierstorff. Dort wurde nach einem Abstecher in die Rüdeshheimer Kellereien der liebenswürdigen Gastgeberin, an deren Tisch zum ersten Male in Deutschland, wie Herr Generalkonsul Fong betonte, mehr als 60 Chinesen mit deutschen Freunden beisammen saßen, auch das Abendessen eingenommen, bei dem chinesische und deutsche Ansprachen sich munter ablösten. Der Tag am Rhein und auf der Eltviller Aue wird allen Teilnehmern eine inhaltvolle Erinnerung bleiben.

Wie aufrichtig die Befriedigung über den Verlauf der Tagung war, wie vielversprechend für künftige Zusammenarbeit, kam am Sonnabend, den 19. März, bei dem Abschiedsmahl beredt zum Ausdruck, zu dem „Die Chinesischen Studenten Deutschlands“ die deutschen Tagungsteilnehmer eingeladen hatten. Der Wunsch, sich öfters einmal in Frankfurt in gleichem Geiste zusammenzufinden, fand auf beiden Seiten lebhaftes Echo in herzlichem „Auf Wiedersehen!“

Das China-Institut dankt auch an dieser Stelle seinen Gästen nochmals dafür, daß sie die Reise nach Frankfurt nicht gescheut haben, dankt ebenso all denen, die zum guten Gelingen der Veranstaltung freundschaftlich beitrugen.

#### ADRESSENLISTE DER TEILNEHMER

Damit die vielen in Frankfurt zwischen den Teilnehmern an der Studentenzusammenkunft geknüpften Beziehungen weitergepflegt werden können, möchten wir eine Adressenliste bringen. Wir bitten, Ergänzungen und bekanntgewordene Aenderungen der dem China-Institut seinerzeit in Frankfurt aufgegebenen Adressen mitzuteilen.

#### VORSTANDSSITZUNG VOM 23. MÄRZ 1927

Anwesend: Die Herren Deutsch-Retze, v. Dewall, Prof. Lommel, v. Passavant, Frau Gräfin v. Sierstorpf, die Herren Dr. Simon, Prof. Swarzenski, Prof. Wilhelm.

Entschuldigt fehlten: Prof. Otto, Frau v. Schnitzler.

Professor Wilhelm verliest und kommentiert die Protokolle der letzten Vorstandssitzungen und gibt bekannt, daß er der Berliner Gesellschaft für Ostasiatische Kunst inzwischen vorgeschlagen hat, die „Mitteilungen“ gegenseitig auszutauschen, den beiderseitigen Mitgliedern freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Gesellschaft und des China-Instituts zu gewähren und bei etwaigen besonderen Veröffentlichungen zusammenzuarbeiten. Antwort auf diese Vorschläge ist noch nicht eingetroffen.

Auf Anfrage des Vorsitzenden kann Prof. Wilhelm mitteilen, daß das Zusammensein der chinesischen Studenten in Frankfurt ohne die leiseste Reibung verlaufen ist, obwohl die Gäste den verschiedensten, politisch einander oft schroff entgegengesetzten Richtungen angehörten.

Hinsichtlich der Publikationen weist Prof. Wilhelm darauf hin, daß inzwischen die bei der Frankfurter Societäts-Druckerei hergestellte Nr. 1/1927 der „Mitteilungen“ erschienen ist, während die um Wochen vorher (Mitte Februar) an den Reichl-Verlag gegebene Nr. 3—4/1926 noch nicht einmal im Umbruch vorliegt. Es wurde beschlossen, die SINICA nunmehr in der neuen Form — und zwar nach vorliegendem Plane monatlich — erscheinen zu lassen und die Nr. 1/1927 sofort zu versenden.

Auf eine Frage des Vorsitzenden nach der Beteiligung des China-Instituts an den Frankfurter Musikveranstaltungen im Juni/August 1927 antwortet Prof. Wilhelm, er sei gebeten worden, die Organisation der chinesischen Abteilung zu übernehmen. Man könne an eine besondere „Chinesische Woche“ denken mit einigen Vorträgen über chinesische Musik, mit einer Ausstellung chinesischer Instrumente und Theaterkostüme und Vorführung von Theaterfilmen und Grammophonplatten. Vielleicht

ließen sich auch gelegentlich chinesische Studenten für eine kleine chinesische Kapelle gewinnen.

Auf Vorschlag der Herren Lommel und v. Passavant wird beschlossen, zu erwägen, die Beteiligung an dem Musikfest zu einer Sommertagung des China-Instituts auszugestalten, in deren Mittelpunkt „Musik und Theater in China“ zu stehen hätten.

Für die von privater Seite geplante Auf-führung eines chinesischen Theaterstückes zugunsten des China-Instituts macht Dr. Simon den allseitig mit Wärme aufgenommenen Vorschlag, den Ertrag der Veranstaltung für Ausschreibung eines „Wissenschaftlichen Preises des China-Instituts“ zu verwenden.

Als Programm für die Mitgliederversammlung am 30. März wird aufgestellt:

1. Bericht über die Tätigkeit im Jahre 1926;
2. Programm für 1927.

#### MITGLIEDERVERSAMMLUNG/30.MÄRZ 1927

Der Vorsitzende des China-Instituts, Herr v. Passavant, erstattete zunächst den Jahresbericht. Da die Mitglieder zum ersten Male zu einer Hauptversammlung zusammengekommen waren, ging Herr v. Passavant kurz auch auf die beiden letzten Monate des Jahres 1925 zurück und gedachte der Gründung und Eröffnung des China-Instituts.

Sodann schilderte er in großen Zügen den Verlauf der in der Zeit vom 25.—28. Oktober 1926 abgehaltenen ersten Herbst-Tagung des China-Instituts, referierte über verschiedene Vorstandssitzungen, über die Vortragstätigkeit, besonders von Professor Dr. Richard Wilhelm, und über den Mitgliederstand zu Ende des Berichtsjahres. Um diese Zeit gehörten dem Institut insgesamt 310 Mitglieder an, worunter fünf lebenslängliche.

Ueber den Rahmen des Berichtsjahres hinaus ging Herr v. Passavant dann kurz auf die außerordentlich harmonisch verlaufene Zusammenkunft mit mehr als 60 chinesischen Studenten ein, die in der Zeit vom 14. bis 19. März 1927 in Frankfurt abgehalten wurde.

Der Arbeitsplan für das Jahr 1927 sieht vor, die interne Vortragstätigkeit im Herbst 1927 wieder aufzunehmen und in der bisherigen Weise fortzuführen. Herr Prof. Dr. Richard Wilhelm wird, wie im vergangenen Jahre, wiederum auch außerhalb Frankfurts im Sinne der Arbeiten des Instituts durch Vorträge tätig sein.

Die Veröffentlichungen des Instituts sollen dem Arbeitsplan angepaßt und neugeordnet werden.

Die Beteiligung an den Frankfurter Musikfestlichkeiten wird in Verbindung mit einer Sommertagung des China-Instituts im Sinne des Beschlusses der Vorstandssitzung vom 23. März 1927 vorbereitet.

Herr v. Grunelius verlas als Kassenwart des Instituts den Kassenbericht. Dem Vorstand wurde im Anschluß daran Entlastung erteilt.

Anträge lagen nicht vor. Herr Becker vom Bankhaus Grunelius & Co., der auch den diesjährigen Kassenbericht geprüft und in Ordnung befunden hatte, wurde einstimmig zum Rechnungsprüfer gewählt.

---

## PERSONALIEN

### NEUE MITGLIEDER

Die Namen der 50 neuen Mitglieder bringen wir in einer der nächsten Nummern.

Als Kurator wurde Professor Dr. Otto Franke, Berlin, als Korrespondierendes Mitglied Professor Dr. Lederer, Heidelberg, zugewählt.

\*

### ADRESSENÄNDERUNGEN

Von den ausgesandten „SINICA“ Nr. 1/1927 kam eine ganze Anzahl an uns zurück. Wir bitten, dem Institut Änderungen in den Anschriften immer sofort bekannt zu geben, damit die sichere Zustellung der Veröffentlichungen gewährleistet wird.

## STIFTUNGEN

Milius Dostojewsky, Moskau: Sun Yat Sen: Sapiska Kitajskowo Revoljucionera. („Tagebuch eines chinesischen Revolutionärs“.) Wroprocui Kitajskaj Revoljutij (Band I der Sammlung „Fragen der chinesischen Revolution“; „Die Lage des Proletariats und die Entwicklung der Arbeiterbewegung in China“; mit Vorwort von Karl Radek). Sun Yat Sen: „Kapitalitscheskoje Racwitje Kitaja“ („Die kapitalistische Entwicklung Chinas“).

Hauptverband chinesischer Studenten in Deutschland: Me Ti' Sien Hu. (8 Bände in Mappe: Erläuterte Ausgabe der Schriften des Philosophen Me Ti').

Direktor C. Leopold Kurtz, Frankfurt-M.: Thomas Francis Wade: „Yü Yen Tzu Erh Chi. (3 Bände.)

Fuching Li, Göttingen: Tsung Lung Tiu Kuo Ch'e. (Zwei Exemplare einer chinesischen Broschüre über die Bedeutung des chinesischen Ackerbaues.)

P. Oppenheim, Frankfurt a. M.: Wang King Ky: „La Voix de la Chine“.

Landesbibliotheksdirektor Dr. A. Schmidt, Darmstadt: A. Schmidt: „Der chinesische Buchdruck“. (Sonderdruck aus der „Zeitschrift für Bücherfreunde“.)

Wang Dao Geng, Gießen: Si Schü Ni Nien (Abhandlungen über „Die vier Bücher“; 8 Bände). / Schuo Wên Tiai Ti. (Erläuterung der chinesischen Schriftzeichen aus der alten Schreibweise Schuo Wên; 4 Bände.)

\*

## KUNSTBEILAGE

Die Beilage der heutigen Nr. 2/1927 stellt eine Grabbeigabe, einen Diener, dar. Das Original ist aus dunklem Ton gefertigt und bemalt.

\*

Wir weisen auf den Prospekt des Verlags Walter de Gruyter & Co. hin, der der Nr. 2 der „Sinica“ beiliegt.

---

VERLAG: CHINA-INSTITUT; SCHRIFTLLEITER: A. MORGNER, FRANKFURT A. M., GROSSE ESCHENHEIMER STRASSE 26  
DRUCK DER FRANKFURTER SOCIÉTÄTS-DRUCKEREI G. M. B. H., FRANKFURT AM MAIN